Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3,60 zł, — Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 186-38

Anzeigenpreise.
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 16 — Lemberg, am 17. April (Ostermond) 1932 — 11. (25) Jahr

Zu Euch, Deutsche im Ausland, kommen viele Stimmen aus der Heimat. Die meisten sind traurig. Aber in diesem Jahr ist unter den vielen traurigen ein heller, froher Klang: Freut Euch Goethes, Deutsche! Auch die, welche keine Zeile von ihm gelesen: Freut Euch seiner! Nichts einigt uns mehr als seine Erscheinung! Seht, er ist das funkelnde Dach über allem in aller Welt, was deutscher Geist und deutsche Seele ist! Gustav Frenssen.

Die erste Schwalbe

Nach der provisorischen Zollverständigung zwischen Polen und Deutschland.

In einem längeren Aufsatz, der diese Ueberschriften trägt, wägt der Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny", die der Auflage nach größte polnische Zeitung, die der Regierung nahesteht, die Vorteile ab, die sich aus dieser Uebereinkunft für beide Länder ergeben.

Die Zollverständigung „Zaleski-Moltke", die am Sonnabend in Warschau zustande gekommen ist, kam nicht unerwartet. Nach der beiderseitigen maximalen Verschärfung des Zollkrieges wußte man, daß eine Reaktion eintreten mußte. Ein solcher Zollkrieg, wie er gedacht war, kam nämlich

der vollkommenen Schließung der Grenzen, dem vollkommenen Abbruch der Beziehungen

gleich, die einen Bestandteil des heutigen Wirtschaftssystems der beiden Länder bilden. Der Zustand, der sich an der deutsch-polnischen Grenze herausbilden sollte, hätte somit alle Merkmale der Absurdität getragen. Beide Seiten sind sich darüber klar geworden und haben Gespräche eingeleitet, die nach 14 Tagen zu einer Verständigung führten.

Wir sprechen von einer Verständigung und nicht von einem Abkommen. Der am Sonnabend vollzogene Akt erinnert daran, was man in der Geschäftssprache als „gentleman agreement" bezeichnet, d. i. eine Verständigung, die sich auf das Wort stützt. Es handelt sich somit nicht um ein formelles Abkommen. Denn der Hauptinhalt dieses gentleman agreement besteht in der moralischen Verpflichtung, den Zollkrieg nicht zu verschärfen, sowie die Mittel des Zollkrieges nach dem Stande vom Jahre 1931 wiederherzustellen. Dies bedeutet keinen Zoll-Waffenstillstand, um so weniger einen Zollfrieden, ja dies ist nicht einmal die Einleitung zu einem Zollfrieden. Es handelt sich nur um eine

Zurückschiebung des Zollkrieges um einige Monate

und um den Verzicht auf weitere Aufreizungen, um den Willen, die Fetzen des früheren großen Warenverkehrs zu erhalten, um diesen einst in Zukunft wiederherzustellen. Die Verständigung hat bereits einen großen Widerhall in der Auslandspresse, und zwar nicht allein in der deutschen, sondern auch in der österreichischen gefunden; denn sie hat trotz ihres engen Ausmaßes eine internationale Bedeutung.

In den letzten Monaten ist diese Verständigung der erste klare Punkt am Horizont der internationalen Handelsbeziehungen. Denn der Horizont verdunkelte sich bis jetzt in einer katastrophalen Weise.

Andauernd hört man nur von einer Kündigung der Traktate, von der Aufhebung der Meistbegünstigungsklausel, von Kampfzöllen, von der Erhöhung der Tarife, von Kontingenten und Deviseneinschränkungen. Man hat direkt den Eindruck, als ob die Völker es darauf abgesehen haben, ihren Außenhandel auf dem Wege eines allgemeinen Zollkrieges gegen alle zu liquidieren. Dies wird zur Absurdität, was fast heiter wirken würde, wenn es nicht so sehr traurig wäre. Denn ein solcher Zustand bedeutet die Verarmung der Völker, den Mangel an Arbeit und Verdienst, das Sinken der Produktion und des Verbrauches. Doch man hat den Eindruck, daß dieser Zollwahnsinn bereits zurückzugehen beginnt. Wenn die Völker es praktisch an ihrer eigenen Haut spüren werden, daß man nicht ausführen kann, ohne einzuführen, dann wird es vielleicht zu einer Reihe von Abkommen kommen, die wiederum den internationalen Handel ermöglichen werden. Die Warschauer Verständigung hat also, wenngleich sie in engen und schmalen Grenzen gehalten ist, eben eine symptomatische Bedeutung; denn sie bedeutet den ersten Schritt auf dem Wege der Verständigung, den ersten Schritt, durch den der Handel aus den Banden der Politik befreit wird. Der Stand vom Jahre 1931, der in der Warschauer Uebereinkunft wiederhergestellt worden ist, wird der Handelsbilanz Deutschlands große Vorteile bringen. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß die Verständigung nur für die deutsche Seite vorteilhaft sein wird. Auch

das polnische Wirtschaftsleben,

besonders die polnische Landwirtschaft, wird den Abschluß der Verständigung und die Wiederherstellung des Standes vom Jahre 1931 mit Erleichterung aufnehmen. Der polnische Export nach Deutschland betrug in diesem Jahre den ansehnlichen Betrag von 315 Millionen Zloty, das bedeutet 16.8 Prozent der polnischen Gesamtausfuhr, davon die Ausfuhr von Butter allein, die durch den sogenannten Obertarif gefährdet war, 33 Millionen Zloty, und die Eierausfuhr 23 Millionen Zloty. So wird die polnische Wirtschaft die positiven Ergebnisse der Verständigung empfinden, und zwar nicht allein bei der polnischen Ausfuhr nach Deutschland, sondern auch bei der Einfuhr von Artikeln aus Deutschland, auf die die polnische Industrie in vielen Fällen eingestellt ist. Die Warschauer Verständigung weckt in einigen Kreisen die Hoffnung auf eine vollkommene Liquidierung des Zollkrieges mit Deutschland. Diese Liquidierung hängt im gegenwärtigen Augenblick nur von dem guten Willen Deutschlands ab. Polen hat nämlich seinerseits das Wirtschaftsabkommen mit Deutschland ratifiziert, somit alles getan, was in seiner Kraft stand, um dem Zollkriege ein Ende zu bereiten. Wenn Deutschland sich darüber klar werden wird, daß sich der polnische wirtschaftliche Organismus nicht vernichten läßt, so entfallen damit die politischen Argumente für eine Fortsetzung des Zollkrieges und der Boden für den Zollfrieden in Mitteleuropa wird bereitet werden.

*

Wie wir also sehen, beginnt langsam die Vernunft zu siegen! Was aber den Schluß des Artikels anbelangt, so denken wir, daß man da die alleinige Schuld nicht Deutschland in die Schuhe schieben kann. Dafür, daß es von seiten Deutschlands zu keiner Ratifizierung des Handesvertrages gekommen ist, trägt nur, wie wir bereits in einem unserer letzten Wochenüberblicke bemerkt haben, die Entwicklung der Weltwirtschaftslage die Schuld. —

Wochenrückblick

Wir befinden uns gegenwärtig an einem schicksalsschweren Wendepunkt in der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Einladung des Staatspräsidenten Moscicki an die Ministerpräsidenten der Nachmairegierungen zu einer Konferenz, war eine Ueberraschung, vor allem deshalb, weil an derselben auch Professor Bartel teilnahm. Wahrscheinlich will man der Wirtschaftspolitik Polens einen neuen Kurs geben. Der Zusammenbruch des Kreugerkonzerns und der dadurch hervorgerufene Ausfall zu erwartender Millionenbeträge aus dem verpachteten Zündholzmonopol, die Unmöglichkeit, Polen den französischen Kreditmarkt zu erschließen, das ständige Wachsen der Arbeitslosigkeit und das Problem der Arbeitsbeschaffung mit einer ausgebluteten Wirtschaft, kennzeichnen das Arbeitsgebiet, vor das sich die Regierung Prystor gestellt sieht. — Was die Wojewodschaftskomitees für die Arbeitslosen anbelangt, sollen, da in den größeren Industriestädten eine Fortsetzung der Arbeiten für die Arbeitslosen im Sommer notwendig wird, wie in Lodz, Kattowitz und Kielce, als selbständige Organisationen bestehen bleiben. Es sollen die Zuschlagsgebühren bei Telephon, Telegraph und Post, die bis zum 15. April erhoben wurden, auch weiterhin eingetrieben werden. Ferner sollen neue Quellen zwangsweiser Gebühren zugunsten der Arbeitslosen erschlossen werden. Nachdem in der Kohlenindustrie immer mehr Arbeiter entlassen werden und der Export zurückgeht, hat das Handelsministerium in der letzten Zeit eine für die Kohlenindustrie ungewöhnlich wichtige Verordnung ausgearbeitet, die die Regelung der Produktion und des Umsatzes mit Kohle betrifft. Durch diese wird der Handelsminister ermächtigt, die Kontrolle über die Kohlenproduktion und den Kohlenabsatz sowohl im Inlande wie im Auslande durchzuführen. Ferner wird die neue Verordnung dem Handelsminister das Recht geben, Zwangsverbände von Besitzern von Kohlengruben zu schaffen, die Zusammensetzung der Vorstände dieser Verbände zu bestimmen und Abgaben festzusetzen, die er im Interesse einer Regelung des Kohlenabsatzes im Inlande für notwendig hält. Ferner wird der Minister dazu ermächtigt, die Kohlenlieferung an die Bevölkerung sowie an die einzelnen Industriebezirke des Landes zu regeln. Der Minister wird gewisse Kontingente für die einzelnen Kohlengruben festsetzen können, und wird das Recht haben, die Kohlenausfuhr der einzelnen Gruben sowie ihre Reihenfolge festzusetzen. — Europa in London; so kann man die Konferenz benennen, die jetzt in London stattfindet, da es sich da um das Schicksal von ganz Europa handelt. Der englische Premierminister sagte: Wir sind entschlossen, bei der Viermächtekonferenz unbedingt auf den Abschluß eines Abkommens hinzuarbeiten. Wir sind vollkommen überzeugt, daß eine Uebereinkunft möglich ist, die alle Interessen umfaßt. Ich hoffe, daß die Viermächtekonferenz, die als das eine Große, die Schaffung wirklichen Vertrauens zwischen den vier Mächten bringen wird, so daß wir vom besten Willen beseelt daran gehen können, ein Problem nach dem anderen in Angriff zu nehmen. Die Lage in Europa dränge mit aller Macht zu einem Uebereinkommen. — Außer der Donaufrage soll in London auch die Reparationsfrage behandelt werden. Der Plan der Verhandlungen soll folgender sein: 1. Plan einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Donaustaaten. Erklärung des Planes Tardieus, Kredit und Prüfung der Möglichkeiten zur Durchführung. 2. Abrüstung. Man will sich bemühen, den Flottenplan vom April 1930 zum Abschluß zu bringen durch Zugeständnisse der von England gewünschten Sicherheiten und mit Hinblick auf einen Ergänzungspakt mit Italien. 3. Die Zolltarife. 4. Die Reparationen und Kriegsschulden, Vergleiche und Annäherung der Gesichtspunkte Frankreichs und Englands zur Vorbereitung für die Konferenz von Lausanne, Verlängerung des deutschen Moratoriums. — Der japanische Botschafter in Paris hat französischen Pressevertretern erklärt, daß Japan sich im Fernen Osten als Wächter der Ordnung betrachte. Es war kein Zufall, daß gerade der Pariser Botschafter Japans diese Aeußerung tat. Denn es besteht gar kein Zweifel daran, daß die japanische Aktion gegen China im stillen Einvernehmen mit Frankreich vor sich gegangen ist. Japan hat sich inzwischen in der Mandschurei und in Schanghai festgesetzt. Seine Aktion gegen China vollzog sich nach einem lange vorher erwogenen Plan. Die Mandschurei, fünfmal so groß wie Deutschland, bedeutet für Japan ein ungeheures Expansionsgebiet, in das es seine überschüssige Bevölkerung ableiten kann und das Japan die notwendige Ergänzung seiner landwirtschaftlichen Produktionsbasis sichert. Was die Chinesen in Jahrzehnten durch eine von Jahr zu Jahr zunehmende Einwanderung in die Mandschurei zu erreichen hofften, das haben die Japaner unter Ausnützung ihrer technischen und militärischen Ueberlegenheit innerhalb weniger Wochen erreicht: den Besitz der Mandschurei. Von den Chinesen fürchtet Japan nicht viel. Ob es ihm gelingt, sich in Schanghai und Wusung zu halten, das hängt von dem Willen der Mächte ab, die in Schanghai ihre Niederlassungen haben. Aber Japan hat sich auch in dieser Hinsicht den Zeitpunkt ausgewählt, der ihm den Erfolg mit größter Wahrscheinlichkeit verbürgt. Denn weder England noch Amerika sind im Augenblick gewillt, sich in einen Entscheidungskampf mit Japan einzulassen.

Aus Zeit und Welt

Der Luftverkehr über den Ozean wird Wirklichkeit.

Was bis vor wenigen Jahren noch als Utopie galt, steht jetzt unmittelbar vor der Verwirklichung: Am 20. März wurde der regelmäßige Luftschiffverkehr nach Südamerika aufgenommen, zu dem durch die zahlreichen Fahrten des „Graf Zeppelin" der Grundstein gelegt worden war. Das Luftschiff startete am Sonntag um 0.30 Uhr und traf am Dienstag, dem 22. März, um 24 Uhr in Pernambuco ein. Am 26. März stieg das Luftschiff um 12.58 Uhr nachts zu seiner Rückfahrt auf und wurde am 29. früh 8.47 (franz. Zeit) an der französischen Küste bei St. Maries de la Mer gesichtet. Am 3. April beginnt die zweite fahrplanmäßige Reise, und so fort alle 14 Tage. Die Strecke führt zunächst nach der britischen Kolonie Gambia in Westafrika, von dort quer über den Süd-Atlantik nach der brasilianischen Insel St. Paul und schließlich über die Insel Fernando Noronha an der Ostküste Brasiliens entlang nach Pernambuco. Der Vorteil dieser Strecke liegt darin, daß das Luftschiff nur 2000 Kilometer über dem Meer zurücklegt, während der erste Flug nach Südamerika, dessen Route bekanntlich über Sevilla, die Kanarischen und Cap-Verdischen Inseln geführt hatte, eine Seestrecke von 6000 Kilometern bewältigte.

Vor 20 Jahren: Untergang der „Titanic".

In der Nacht vom 14. zum 15. April 1912 ereignete sich eine der entsetzlichsten Schiffskatastrophen aller Zeiten: der 45 000 Tonnen große englische Passagierdampfer „Titanic" stieß während einer Vergnügungsfahrt bei Kap Race mit einem Eisberg zusammen. Trotz Einschaltung aller Sicherungsvorrichtungen begann das Schiff bereits kurze Zeit nach dem Zusammenstoß zu sinken und riß mehr als 1500 Personen mit in die Tiefe. Nur 703 Personen konnten von den zu Hilfe eilenden Dampfern gerettet werden.

Wer darf im polnischen Heere freiwillig dienen?

In den freiwilligen Heeresdienst werden aufgenommen: In die Infanterie und Kavallerie alle jungen Männer ohne Rücksicht auf ihre Schulbildung. In die Artillerie nur Studenten des Polytechnikums und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung sowie Abiturienten mathematisch-naturwissenschaftlicher Gymnasien. In das Flugwesen als Piloten vor allem Absolventen ziviler Fliegerschulen, sodann andere Freiwillige, bei denen aber die Aufnahme von dem Ergebnis der Untersuchung im fliegerärztlichen Untersuchungsmittelpunkt abhängt; als technisches Personal: Studenten technischer Hochschulen, der mechanischen (Fliegersektion), elektrotechnischen, chemischen und Maßabteilungen sowie Absolventen der mechanischen Fliegerabteilungen technischer Mittelschulen. In die Pionierformationen nur Studenten technischer Hochschulen, und zwar aus den Abteilungen für Landingenieur- und Wasseringenieurwesen, für Elektrotechnik und Mechanik, Absolventen mathematisch-naturwissenschaftlicher Gymnasien, technischer Schulen, mit Ausnahme von Wald-, Gartenbau- und Landwirtschaftsschulen sowie Textilschulen. In den Verbindungsdienst: nur Studenten der Elektrotechnik, Absolventen radiotechnischer Schulen, ferner Absolventen radiotechnischer und telegraphischer Kurse, Radiotelegraphisten, Kurzwellen-Radioamateure, die dem polnischen Kurzwellenverband angehören, und Absolventen mathematisch-naturkundlicher Gymnasien. Nicht

angenommen werden Absolventen landestechnischer Schulen (Wald-, Gartenbau- und Landwirtschaftsschulen), sowie Absolventen der Textilschulen. —

Verlängerung des Arbeitslosenmieterschutzes bis 31. Oktober.

Warschau. Am 1. April lief der Termin ab, bis zu dem die sog. Winterzeit für die Aenderungen des Mieterschutzes galt, wie sie Anfang der abgelaufenen Sejmsession zugunsten der arbeitslosen Bewohner von Ein- und Zweizimmerwohnungen vorgenommen wurden, Gültigkeit hatte. Mit dem 1. April hätten also die Hausbesitzer die Möglichkeit gehabt, die Mieter von Ein- und Zweizimmerwohnungen, die ihre Mieten nicht bezahlen können, selbst wenn sie arbeitslos sind, aus den Wohnungen zu exmittieren. In Anbetracht der schweren Lage der Arbeitslosen hat sich die Regierung jedoch entschlossen, die Bestimmungen der Abänderung des Mieterschutzgesetzes weiterhin in Kraft zu belassen. Als erste Verordnung des Staatspräsidenten auf Grund der ihm vom Sejm erteilten Vollmachten, wurde mit Gesetzeskraft eine Verordnung erlassen, durch die das Verbot von Exmissionen bei Arbeitslosen für Ein- und Zweizimmerwohnungen bis zum 31. Oktober dieses Jahres verlängert wird.

Sparzinsen um 1 Prozent herabgesetzt.

Warschau. Wie die halbamtliche Iskra-Agentur erfährt, werden die Sparkassen in Polen die Verzinsung von Spareinlagen um ein Prozent herabsetzen. Man hofft dadurch mit zu einer Gesundung der Finanzwirtschaft auf dem polnischen Kreditmarkt beitragen zu können.

Die Arbeitslosen-Unterstützung in Polen.

Die vom Sejm und Senat beschlossene Novelle zum Arbeitslosen-Versicherungsgesetz ist im „Dziennik Ustaw“ veröffentlicht worden. Ueber die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes haben wir bereits berichtet. Bemerkenswert sind aber einige Vergleiche zwischen dem alten und dem neuen Versicherungsgesetz, um den Unterschied zwischen der früheren und der jetzigen Unterstützung festzustellen. Bei der Beurteilung des neuen Arbeitslosengesetzes muß man vor allem vor Augen halten, daß das neue Gesetz unter dem Gesichtspunkt beschlossen wurde, die Leistungen des Staates für den Arbeitslosenfonds herabzudrücken. Im vorigen Jahre hat die Regierung zu dem Arbeitslosenfonds 145 379 000 Zloty zugezahlt, im neuen Wirtschaftsjahre will sie aber nur 60 Millionen, d. h. um 85 Millionen Zloty weniger zahlen. Die Versicherungsbeiträge bleiben nach dem neuen Versicherungsgesetz unberührt, nur bei den Saisonarbeitern wird der Versicherungsbeitrag von zwei auf vier Prozent erhöht. Dies steht im Zusammenhange mit der Aufhebung der sogenannten „toten Saison“, was aber mit Rücksicht darauf, daß die Wartezeit von 20 auf 26 Wochen erhöht wurde, praktisch keine Bedeutung haben dürfte. Die Saisonarbeiten dauern selten länger als 20 Wochen, so daß damit gerechnet werden muß, daß die Saisonarbeiter selten in den Genuß der Arbeitslosen-Unterstützung gelangen werden. Nicht uninteressant ist die Verteilung der Versicherungsbeiträge. Diese haben zwei Prozent des Lohnes betragen, die Arbeitgeber zahlen anderthalb Prozent, die Arbeiter ein halbes Prozent. Nach dem neuen Versicherungsgesetz werden Arbeitgeber und Arbeiter je zwei Prozent zahlen. Die Berechnung der Arbeitslosenunterstützung erfolgt jetzt in der Weise, daß der Tagelohn für die letzten 13 Wochen zugrunde gelegt wird, wobei jedoch der höchste Tagesverdienst mit sechs und nicht mit 10 Zloty wie bisher angenommen wird. Die Woche wird nicht mit sieben, sondern nur mit sechs Tagen angerechnet. Das neue Berechnungssystem wie auch die neue Unterstützungswoche mit ihren sechs Tagen haben bewirkt, daß die Höhe der Arbeitslosenunterstützung um 50 Prozent abgebaut wird. Praktisch wird die Sache wie folgt aussehen: Die wöchentliche Unterstützung bei einem ledigen Arbeiter hat bis jetzt 21 Zloty betragen. Nach dem neuen Gesetz wird sie auf 10.80 Zloty heruntergeschraubt. Die wöchentliche Unterstützung des Arbeitslosen mit einer Familie von ein bis zwei Personen betrug bis jetzt 24.50 Zloty, nach dem neuen Gesetz wird sie 12.60 Zloty betragen. Der Arbeitslose mit einer Familie von 3 bis 5 Personen bezog bis jetzt 28 Zloty wöchentlich, nach dem neuen Gesetz wird er 14.40 Zloty erhalten. Der Arbeitslose mit einer Familie von sechs Personen, der bis jetzt 35 Zloty wöchentlich erhielt, wird nach dem neuen Gesetz nur 18 Zloty beziehen. Die Zuschläge für die Eltern und Großeltern werden nach dem neuen Gesetz nicht mehr gezahlt. Die Dauer der Arbeitslosen-Unterstützung ist grundsätzlich auf 13 Wochen festgelegt worden, kann aber bis auf 17 Wochen verlängert werden, unter der Bedingung, daß die Mehrausgaben aus den Mitteln des Arbeitslosenfonds gedeckt werden können. Ein Arbeiter, der freiwillig aus dem Betriebe ausscheidet, hat keinen Anspruch auf die Arbeitslosen-Unterstützung. Anspruch auf die Staatshilfe haben solche Arbeitslose, die durch den Arbeitslosenfonds ausgesteuert wurden, und jene Arbeiter, die 20 Wochen im Jahre gearbeitet und keinen Anspruch auf die gesetzliche Arbeitslosenunterstützung erwirkt haben. Alle Arbeitslosen, welche die Staatshilfe beziehen, sind verpflichtet, jede Arbeit anzunehmen, wenn sie diese Unterstützung nicht verlieren wollen. Dabei ist es gleichgültig, welche Arbeit ihnen angeboten wird, und ob sie physisch imstande sind, diese Arbeit auszuführen. Diejenigen Arbeiter, die im Jahre weniger als zwanzig Wochen beschäftigt waren, werden in dem Gesetz nicht berücksichtigt.

Geistliche Personen leisten keinen Zeugeneid.

In Nummer 10 des „Dziennik Ustaw“ wurde ein am 22. Februar herausgegebenes Gesetz veröffentlicht, das bestimmte Grundsätze des Strafverfahrens ändert. In dem geänderten Artikel 110 des Strafgesetzbuches befindet sich nunmehr folgender Paragraph: „Gesetzlich anerkannte Geistliche, die als Zeugen vorgeladen werden, legen keinen Eid ab.“

Billettzuschlag für das Rote Kreuz.

Mit dem 1. April d. J. ist eine Verordnung in Kraft getreten, laut welcher Gebühren zugunsten des Roten Kreuzes von den Eintrittskarten für alle öffentlichen Vergnügungen, Schaustellungen, Rennveranstaltungen usw. erhoben werden. Bei Eintrittskarten zum Preise von 50 bis 99 Groschen beträgt diese Gebühr 5 Groschen, bei Eintrittskarten von 1 Zloty an aufwärts 10 Groschen.

Aus Stadt und Land

Aufruf!

Die Gemeinde in Lemberg ist an den Bau eines eigenen Turnsaales geschritten, und der Rohbau ist bereits unter Dach. In diesem Jahre soll der Bau ganz ausgefertigt werden, so daß unsere Jugend schon im nächsten Schuljahre daselbst ihre Turnstunden wird abhalten können. Dazu braucht man aber Geld, Geld und nochmals Geld.

Es ist eine Sammelaktion eingeleitet worden, an deren Spitze der Kuratorstellvertreter, Herr Königsfeld, steht. Ihm zur Seite stehen Herr Dr. Ludwig Schneider und Herr Direktor Gustav Kintzi. Dieses große Werk kann aber nur gelingen, wenn unsere ganze Allgemeinheit sich daran beteiligen wird. Es soll da niemand fehlen, der beiseite treten wollte, weil er nicht viel geben kann. Ein jeder gibt nach seinen Kräften. Einige größere und sehr viele kleine Beträge werden diese Summe ausmachen, die man zum Fertigbauen benötigt. Wenn also diese Herren bei jemandem von uns um eine Spende erscheinen, so möge sich niemand weigern, sondern gern geben. Die Beträge müssen nicht sofort erlegt, sie können auch monatlich eingezahlt werden. Bis nun haben bereits eine Reihe von Familien bedeutende Summen gespendet, wofür ihnen herzlichst gedankt sei. Es fehlt aber noch sehr viel. Zwar haben wir eine wirtschaftlich sehr schwere Zeit, aber der Bau des Turnsaales ist eine unbedingte Notwendigkeit geworden, da solche Vorschriften bestehen. Auch hängt der Bestand unserer Schulen sehr viel

davon ab. Ferner ist ein Turnsaal im Interesse der Gesundheit unserer Kinder gelegen. Denn Turnen gehört zur Förderung der Gesundheit. Wenn das Kind gesund ist, dann kann es auch besser lernen. Nur in einem gesunden Körper ist ein gesunder Geist zu finden. Wem also daran gelegen ist — wem ist nicht daran gelegen? — daß unsere Jugend sowohl körperlich als auch geistig gesund und tüchtig werde, versäume es nicht, sein Scherflein dazu beizutragen. Zeigen wir, daß wir das nötige Verständnis dazu haben, und wenn das allgemeine Wohl es verlangt, wollen wir alle wie ein Mann handeln.

*

Lemberg. (Sportklub „Vis".) Am 3. April d. J. fand die ordentliche Vollversammlung des Sportklubs „Vis" im Orgelsaale der evangel. Schule, unter zahlreicher Beteiligung der Mitglieder statt. Nach der Begrüßung aller Erschienenen durch den Obmann, Herrn Anwalt R. Bolek, hörten wir den Tätigkeitsbericht, verlesen vom Schriftführer, den Kassenbericht vom Säckelwart, sowie die Berichte der einzelnen Sektionsleiter. Aus der uns vorgelegten Jahresrechnung geht hervor, daß alle Sektionen des Klubs mit einem, wenn auch kleinen Reingewinn abgeschlossen haben, was in der heutigen wirtschaftlich schweren Zeit besonders hervorzuheben ist. Ein Zeichen, daß die Organisation des Klubs eine straffe und tadellose ist. Eine Angelegenheit, die von sehr großer Wichtigkeit ist und von manchen Rednern, vor allem vom Obmann, erwähnt wurde, ist das verhältnismäßig geringe Verständnis unseres breiteren Publikums für die allgemeine Sache. Alle sind wir nur Menschen, und als solche nicht fehlerfrei. Eventuell entstandene Meinungsverschiedenheiten sollen in gütiger und verständnisvoller Weise aus dem Wege geräumt und immer nur das allgemeine Wohl des Klubs im Auge behalten werden. Bei den Neuwahlen wurden folgende Herren einstimmig gewählt: Obmann Anwalt Rudolf Bolek, Stellvertreter Jacques Keiper, Säckelwart Mauer, Schriftführer Wilhelm Breitmayer, ohne besondere Funktionen Frau Professor Christoff und Herr Zecha, Revisionskommission Emil Müller, Hans Breitmayer und Georg Gurniak. Der Obmann, Herr Anwalt Bolek, schloß nun die Vollversammlung mit einem Appell an alle, sich in diesem Jahre wieder recht zahlreich auf dem Sportplatze einzufinden.

Angelowka. (Goethefeier.) Zum 100. Todestage unseres größten Dichters hatte unsere Schuljugend eine schlichte Goethefeier abgehalten, zu welcher sich unsere kleine Schar am Ostersonntag im Schulgebäude versammelt hatte. Herr Lehrer R. Beigert hielt das Vorwort mit der Erklärung der Feier und trug Goethes Lebensgang vor. Sodann hatte Herr Hans Beigert „Die Bedeutung Goethes für das deutsche Volk" und „Goethe als Mensch und Dichter" vorgelesen und Goethes Mahnworte, wie: „Was Du ererbt hast von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen" und „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm" und viele andere, an die Anwesenden gerichtet, daß sie mit Treue ihr kleines Werk ausführen mögen, mit welcher Goethe sein großes tat. Mit Zitaten, Gedichten, volkstümlichen Liedern und Sprechchören, wie „Der Erlkönig", vorgetragen durch die Schuljugend, wurde der Vortrag unterbunden. Die kleine, 6jährige Gisa Brüx erntete lebhaften Beifall für ihr schön vorgebrachtes Gedicht „Ich ging im Walde". Spät abends wurden noch Schattenbilder von Elise Maul gezeigt und zum Schluß zeigte uns ein hergelaufener Osterhase, wie man Eier legen kann.

H. T.

Reichenbach. (Goethe-Gedenkfeier.) Am 20. März l. J. fand in unserer Gemeinde eine Goethe-Gedenkfeier statt, an der jung und alt teilnahm. Die einleitende Ansprache zeigte uns in aufrichtiger Ehrerbietung die Gestalt dieses Mächtigen, der hundert Jahre nach seinem Tode lebendiger ist, denn je. Nicht nur Deutschland bereitete seinem größten Sohne würdige Gedenkfeiern, nein, die ganze Welt stand im Zeichen Weimars. Darum hat auch unsere Gemeinde Goethe ehrend und liebend gedacht. Mit Recht. Wenn seiner bei allen Völkern gedacht wird, warum sollten wir abseits stehen, die wir doch seine Sprache sprechen und seine Werke in ihrer ursprünglichen Form lesen dürfen. Es war darum unsere Pflicht, nicht achtlos an den Geistesschätzen vorüberzugehen, die sich uns hier offenbaren. Wir ehrten Goethe und in ihm den guten Geist seines Volkes und der Menschheit. Nach der Ansprache wurde sehr gefühlvoll „Des Wanderers Nachtlied" gesungen und darnach in kurzen Umrissen Goethes Lebenslauf beschrieben. Abwechselnd wurden seine Gedichte vorgetragen, Lieder gesungen und „Goethes Mutter an ihren Sohn" vorgelesen. Zum Schluß wurde das bereits zum Volkslied gewordene „Heidenröslein" von Goethe zu Ehren des großen Meisters mit Freuden gesungen. Auf diese Weise gedachten und ehrten wir dankend in aller Einfachheit den größten Dichter unseres Volkes an seinem Todestage.

Wiesenberg. (Aufführung.) Eine außerordentliche Osterfreude bereitete uns das neu erschienene Stück „Lore Heidinger", verfaßt von unserem Heimatdichter H. Friedrich Rech, das am 27. 3. zusammen mit dem Einakter „Ein Schatz fürs Haus", von Kistner, hier zur Aufführung gelang. Wie vorauszusehen, hatte die Vorstellung großen Erfolg, und die Zuschauer begleiteten die Handlung mit viel Interesse. Lore Heidinger, die Trägerin der Titelrolle, ist die Braut Heinrichs, der sie in acht Tagen als seine Gattin heimführen soll. Lores Bruder, Martin, ist vom Militär desertiert und, um seiner Strafe zu entgehen, will er nach Amerika und bittet seine Schwester um das dazu nötige Geld. Zugleich gebietet Martin Lore zwei Tage unbedingtes Schweigen. Hanjar, ein Nebenbuhler Heinrichs, erlauscht dieses Gespräch, steigt ungebeten durchs Fenster und gibt Martin das Geld. Hanjar benützt nun die Gelegenheit zu seinen Gunsten, indem er Lore in schlechtes Gerede bringt, um sie zu einer Heirat mit sich zu zwingen. Lore, die zum Schweigen verurteilt, kann

Goethe und Polen

(Fortsetzung.)

So sind wir schon durch Goethes persönliche Beziehungen zu den Polen bei seinem Verhältnis zur polnischen Literatur angelangt, denn beides verknüpft sich, steht in engem Zusammenhang. Wie wir schon sahen, erfaßte der Dichter jede Gelegenheit, sich über Polen zu unterrichten. Sei es, daß er von seinen Weimarer Gästen so manches aus bester Quelle erfuhr, wie er sich von Mickiewicz einen Ueberblick über die Entwicklung der gesamten polnischen Literatur geben ließ, wie er sich tagelang mit dem aus Warschau zurückkehrenden Zacharias Werner über das polnische Leben unterhielt, oder daß er den Umgang mit der polnischen Aristokratie in Karlsbad benutzte, um seine Kentnisse zu erweitern. Die schönen, künstlerisch interessierten Frauen gaben ihm Aufschluß über bildende und beschreibende Künste, die Staatsmänner machten ihn mit politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen bekannt. Daß Goethe die polnische Geschichte interessierte, wissen wir nicht nur daraus, daß er sich eine „Geschichte Polens" aus Paris kommen ließ, sondern aus dem sehr beredten Beispiel, daß er Kozmian bei seinem Besuche in Weimar mit großer Sachkenntnis den poetischen Stoff zu einer Nationaldichtung vor Augen führte und seine Auseinandersetzung mit den Worten einleitete: „Jede Nation hat ihre poetische Ernte; warum auf fremdem Boden Blüten suchen, wenn der eigene fruchtbar, sogar üppig ist? Polens Vergangenheit ist auch reich an Poesie. Die Geschichte enthält so manches Ereignis und so manchen Charakter, der den Sänger zu begeistern vermag. Es wundert mich z. B., daß sich keiner Ihrer Schriftsteller das Leben Kasimirs, des Mönchs, zum Gegenstand der Bearbeitung gewählt hat. Es ließe sich daraus ein Epos oder ein historisches Drama voll anziehender Bilder schaffen." Als Goethe in Marienbad durch Piotrowski von der klassischen Tragödie „Ludgarda" Kropinskis hörte, ließ er sich den Inhalt berichten, las sie später, als er eine Uebersetzung bekam, und muß sich darüber günstig geäußert haben, denn der Herausgeber derselben sagt in der Vorrede: „Bekanntlich hat der unsterbliche Goethe ein sehr lobendes Urteil über die Tragödie abgegeben, als man sie ihm übersetzte." So ist es kaum möglich, zu behaupten, daß Goethe nichts für die polnische Literatur übrig gehabt hätte, wenn es an sich schon undenkbar ist, da „der Schöpfer des Begriffes „Weltliteratur", der alles, was Kunst und Poesie war, woher es auch kommen mochte, mit der gleichen künstlerischen Anteilnahme umfaßte", an dem nachbarlichen Ideenkreise und seinen Schöpfungen hätte vorübergehen können.

Vielmehr stand gerade die slawische Kultur längere Zeit im Mittelpunkte seines Interesses; und der Gedanke, eine Sammlung slawischer Volkslieder herauszugeben, beschäftigte

sich nicht rechtfertigen und, nachdem sie sich noch von Heinrich und ihren Eltern verlassen glaubt, geht sie in den Tod. Alle Rollen waren gut gegeben und unsere Jugend hat ihr „Können" und „Wollen" wieder einmal staunend an den Tag gelegt. Dem Verfasser H. Fr. Rech wollen wir unseren Dank derart entgegenbringen, indem wir ihn bitten, uns recht bald wieder mit einem neuen Stück zu bescheren. Heil!

— (Spende zum Bau des Genossenschaftshauses.) Wer seine Heimat liebt, denkt auch in der Fremde daran! Solches Empfinden zeigte uns H. Simon Golling, Bürger in der Czechoslowakei, und spendete zum Bau des Genossenschaftshauses 31 Zloty. Für die Opferwilligkeit sagen wir dem geehrten Spender unseren besten Dank!

Für Schule und Haus

Hygiene in der Küche

Von Dr. Curt Kayser.

Unsere Ernährung beginnt in der Küche. Damit ist ein gut Teil der menschlichen Gesundheitspflege in die Hand der Hausfrau gelegt, und die Beachtung der wichtigsten Regeln der Hygiene wird so auch in der Küche zum unerläßlichen Gebot. Für die Hygiene in der Küche braucht man keineswegs kostspielige Apparate und allerlei maschinelle Einrichtungen, wohl aber ist hierfür ein gewisses, liebevolles Verständnis notwendig, zumal ja heutzutage vielfach die Küche nicht nur ihrem eigentlichen Zweck dienen kann, sondern oft genug auch gleichzeitig als Wohnraum benutzt werden muß. Oberster Grundsatz aller Hygiene ist Sauberkeit. Deshalb suche man vor allem unnötige Staubfänger, wie die von altersher überkommenen Küchenspitzen, Wandkrüge usw. zu beseitigen. Der Fußboden der Küche soll möglichst aus wasserundurchlässigem und leicht zu reinigendem Material bestehen. Da wir uns dies meist nicht selbst aussuchen können, empfiehlt sich für die Küche vor allem ein Fußbodenbelag von Linoleum, der bei Behandlung mit ölgetränkten Tüchern etwaige Staubbakterien am besten bindet. Ueberhaupt darf in der Küche nie trocken ausgefegt, sondern es muß stets feucht aufgewischt werden.

Sehr wichtig ist ferner die Sorge für gute und reine Luft. Nicht nur der Geruch der Speisen, auch der Gasherd oder die Gasplatte vermögen hier leicht Schaden zu stiften. Darum ist ein häufiges Lüften und sorgfältiges Bedecken aller Speisen vonnöten. Auf diese Weise wird man auch der Fliegengefahr am besten abhelfen, die überhaupt nicht zu gering veranschlagt werden sollte. Kann doch durch Fliegen, die sich auf fertigen Speisen setzen, mitunter die schwerste Krankheit übertragen werden.

Krankheitskeime sind es auch, die durch unhygienisches Geschirrspülen unserem Körper zugeführt werden können. Das Eßgeschirr wird meist gedankenlos in eine, mit lauem Wasser gefüllte Abwaschschüssel getan und dann mit einem Lappen abgerieben. Ein so gereinigter Teller ist aber durchaus nicht rein! Es haftet ihm vielmehr eine, wenn auch für das bloße Auge nicht sichtbare Fettschicht an, die unter Umständen tausende von krankmachenden Bakterien beherbergen und ernähren kann. Auch wer besonders sorgfältig zu sein glaubt und das Eßgeschirr mit heißem Soda- oder Seifenwasser abwäscht, handelt hygienisch noch nicht richtig, denn bei diesem Verfahren gehen noch ganz erhebliche Mengen Soda und Seife bei der Wiederbenutzung in die Speisen und damit in den Körper über, wo sie krankhafte Schädigungen hervorzurufen vermögen. Heißes Soda- oder Seifenwasser soll man zwar zum Reinigen von Eß- und Trinkgeschirren benutzen, aber man vergesse nie dabei, mit heißem, klaren Wasser nachzuspülen!

Ueber aller dieser, mehr sachlichen Hygiene darf die Hausfrau die persönliche nicht ganz vergessen. Daß man Speisen und Geräte nur mit sauberen Händen anfassen darf, ist wohl selbstverständlich. Eine schöne, saubere Küchenschürze wird der Hausfrau zur Zierde und der Hygiene zum Nutzen gereichen, indessen diese Schürze darf man nicht in kritischen Augenblicken von kleinen Kindern als Taschentuch benutzen lassen oder sich selbst z. B. wenn plötzlich Besuch kommt, die Hände daran abtrocknen.

Sehr wichtig ist natürlich für die Hausfrau auch die Gesunderhaltung ihrer eigenen Person. Er sei hierbei nur an den Wert praktischer Arbeitseinteilung, an Vermeidung unnötiger Wege und unnötigen Stehens bei Arbeiten erinnert, die sich, wie etwa das Gemüseputzen oder das Kartoffelschälen, bequem auch im Sitzen erledigen lassen. Mit dem Hin- und Herschleppen schwerer Kochtöpfe werden häufig nutzlose Körperkräfte vergeudet. In den meisten Fällen tut es auch ein leichter Aluminium-Kochtopf, der neben der Kräfteersparnis auch anderen, wichtigen Forderungen der Hygiene zu genügen vermag und selbst hygienisch völlig einwandfrei ist. Die Behauptung nämlich, daß Aluminiumtöpfe bei längerem Kochen kleine Mengen Metall an die Speisen abgeben, die der Gesundheit schaden können, ist durch einwandfreie, wissenschaftliche Untersuchungen auch des deutschen Gesundheitsamtes als falsch erwiesen worden.

So ließe sich noch eine ganze Reihe von Ratschlägen zur Hygiene der Küche geben, allein den meisten Hausfrauen dürfte es kaum schwer fallen, gröbere Verstöße zu vermeiden, wenn sie nur im entscheidenden Moment auch in der Küche nicht an die Regeln der Hygiene zu denken vergißt.

---

eignissen in Deutschland schweigt. Wenn aber trotzdem Goethe vor nicht allzu langer Zeit von einem oberschlesischen den allumfassenden Geist des Dichters. Nicht anzunehmen ist es, daß die polnische Volkspoesie in diesem Werke eine kleine Rolle gespielt hätte oder gar übersehen worden wäre, wenn auch Goethe die serbische und tschechische Literatur durch allerhand Uebersetzungen und Abhandlungen viel näher gebracht worden war, während ihm kaum Uebersetzungen polnischer Dichtungen vor Augen gekommen waren. In welchem guten Einvernehmen Goethe zum damaligen geistigen Polen stand, zeigt wohl am deutlichsten seine Ernennung zum Ehrenmitglied der „Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften", für welche „Ehre" und „Auszeichnung" er „hocherfreut" dankte.

Das Verhältnis des großen Dichters und Geheimen weimarischen Rates zur Politik und Staatsgeschichte Polens muß seiner ganzen Einstellung nach ein anderes, weniger glückliches gewesen sein. Goethe war seit seinem Eintritt in die Weimarer Staatsgeschäfte Monarchist, und auch auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Studien jeder Revolution abgeneigt, auf welchem Gebiete, geistiger oder politischer Art, sie auch vor sich gehen mochte. So konnte er am Ende seines Lebens, da sich seine Anschauung längst gefestigt hatte, den polnischen Aufstand nicht gutheißen oder gar sich dafür begeistern, wie ja auch seine Muse zu den politischen Er- Blatte „der erste Hakatist" genannt wurde und Kolodziejczyk meinte, er habe einen „Vorschlag" gemacht, „wie man aus den Polen in kürzester Zeit gute Deutsche machen könne", so rührt dies von einem nicht eigenhändig geschriebenen Aufsatz her, der „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen" überschrieben, aber erst 60 Jahre nach des Dichters Tode aus einer Schreibtischlade gezogen und veröffentlicht worden. Doch diese Anfeindung fällt von dem großen Geiste ab, ohne ihn zu berühren, ohne ihm etwas anhaben zu können. Denn sein Standpunkt ist in den Worten an Eckermann unanfechtbar dargelegt: „Ueberhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf der untersten Stufe der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich lange darin gefestigt, ehe ich mein 60. Jahr erreicht hatte." In diesem Sinne hatte Goethe die Gedanken aufgezeichnet, die ihm bei der an ihn gestellten Frage, wie man wohl die Polen der an Preußen gefallenen Teilgebiete für die deutsche Sprache interessieren könne, kamen. Durch das Theater, so meinte er, könne man für eine fremde Sprache wohl am schnellsten Verständnis gewinnen, Szenen aus dem täglichen Leben, von Wandertruppen dem Volke vorgeführt, erwecken Anteilnahme und vermitteln Worte und Redewendungen. (Schluß folgt.)

Vom Büchertisch*)

„Textil-handwerkliche Erziehung" behandelt Johanne Gramatte, die Leiterin der Textilen Lehrwerkstatt der städt. Handwerker- und Kunstgewerbeschule Breslau im Aprilheft der „Deutschen Frauenkultur", das als Ergänzung dieses Themas noch einen Aufsatz über „Gut und schlecht gedruckte Stoffmuster" bringt. Professor Kleinhempel, der Direktor der Staatlichen Kunstgewerbeschule Bremen, veröffentlicht einen interessanten Beitrag „Ornament?" mit dem Ergebnis: „Das Ornament? Es starb — es lebe das Ornament!" — Eine für viele Eltern wichtige Zusammenstellung „Die Frauenoberschule und die Wege, die von ihr ins Berufsleben führen", hat die bekannte Pädagogin Frau Oberin Rincklake, Düsseldorf, besorgt. Der Kunstgewerbeteil zeigt u. a. schöne Ledersachen für Köffer und Rucksack. Der Kleiderteil bringt Sport-, Straßen- und Kinderkleidung in reicher Auswahl und bietet viele Anregungen für hübsche Einzelheiten des fraulichen Anzuges. So wird auch dieses reichhaltige Frühlingsheft der „Deutschen Frauenkultur" neue Freunde gewinnen. Die Zeitschrift erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. (Herausgeber: Verband Deutsche Frauenkultur e. V.) Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis des Einzelheftes 1.— RM. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen.

*) Alle hier besprochenen oder angeführten Bücher sind durch die Dom-Verlags-Ges. Lwow (Lemberg), Zielona 11, zu beziehen.

Frühling am Lago Maggiore

Grau in Grau ist der Himmel — in Göschenen schneit es. Scharfer Ostwind pfeift über die Berge. Das Dunkel des Gotthardt-Tunnels verschlingt für achtzehn Minuten den Tag. Als er sich wieder erschließt, strahlt heiterster Himmel über uns; lachende Sonne liegt über dem Lande. Das ist der Empfang des Tessins. Eindruck von überwältigender Schönheit. Bald naht der See, — immer tiefer strebt die Bahn, die Serpentinen hinunter, alle Lieder, die von ihm melden, aller Wohllaut, der schon im Namen Lago Maggiore liegt, verblassen vor seiner wirklichen Schönheit. Nichts Beglückenderes kann es geben, als an seinen Ufern zu träumen in den azurblauen Himmel hinein, als den Blick weithin schweifen zu lassen, nach den schneebedeckten Höhen nordwärts, oder Italien gen Süden zu ahnen.

Unweit ist die Grenze Schweiz-Italien. Mit Argusaugen wachen Mussolinis Garden auf jeden Fremden, beäugeln ihn von allen Seiten, ehe sie den Weg in italienisches Gebiet freigeben, sei es auch nur für kurze Ausflugsstunden. Einsam träumen, Zeugnisse entschwundener Herrscherkaste, die seltsam schönen Eilande: Isola Bella, Isola Madre. Berauschend blühen und duften die tropischen Pflanzen von auserlesener Pracht. Stolz reckt sich der mit Kunstschätzen angehäufte Palazzo des Prinzen Borromeo empor, und beherrscht über die Inseln hinaus auf weite Sicht die Landschaft. Ein mitreisender Sachse sagt begeistert zu seiner Frau: „So was Scheenes hasse doch noch nie gesehn!" — Wie anders wirken dagegen die Castelli di Cannero! Während auf den Borromeischen Inseln sich höfischer Glanz und höfische Kulturpflege in ihren auserwähltesten Blüten darbieten, zeugen diese alten, verwitterten Ruinen inmitten des Sees vom Tatendrange gefährlich kühner Piraten, denen in vergangenen Zeiten jedes vorbeiziehende Schiff willkommener Raub wurde.

Schöne Städte von eigenartigem Reize säumen die Ufer des Verbano, wie die Alten den See nannten. Einsame Fischerdörfer mit uralten Häusern, oftmals kühn am Berghange klebend, träumen neben kleineren Städten ihr karges Dasein dahin. Pallanza, Intra, Luino, Stresa u. a. m. seien von den italienischen Städtchen genannt, mit ihren palmenumsäumten Ufern, den weißen, flachdachigen Häusern und den schlanken Campaniles ihrer Kirchen. Im Hintergrunde ragen hier und da Fabrikschlote am Horizont, zum Zeichen, daß die Industrie sich auch hier Eingang verschafft hat.

Am bekanntesten aber tritt auf dem schweizerischen Teil des Sees Locarno am Nordufer hervor, überragt von der weltberühmten Wallfahrtsstätte, dem Felsenkloster Madonna del Sasso, das vor 450 Jahren gegründet wurde. Der Justizpalast zu Locarno, der vor sechs Jahren, im Herbst 1925, Zeuge des feierlichen Paktabkommens war, träumt indessen zwischen Palmen von den Tagen seines Glanzes, sieht leise trauernd manchen Baustein mühsamer Verständigung abbröckeln, schielt hier und da angsterfüllt nach Mussolinis gefährlichen Invasionsgelüsten, die in der Schweiz manch bange Unruhe erzeugen, und sieht nachts taghelle Scheinwerfer von der nahen italienischen Grenze den See ableuchten. Unter den interessanten Arkaden Locarnos sind sehr provinzielle Geschäfte, die mit kleinen, aber sehr gepflegten Cafes abwechseln. Ganz südlicher Einschlag überall. Die Sprache fast nur italienisch. Eine bunte Harmonie der Vokale O und A dringt wie Musik ins Ohr. Schön ist der Strand, mit weißem, zarten Sand, von Sonne durchglüht und kühlen Wellen durchspült. Das neue Strandbad mit allem modernen Komfort lockt täglich zu erfrischendem Bade.

Auf Locarno folgt Ascona, berühmt durch den Monte Verita, den Berg der Wahrheit, einst als Zufluchtsstätte von allerlei wunderlichen Käuzen, strebenden und gescheiterten Existenzen bevölkert, heute höchst mondäner Treffpunkt von Prominenten und sich prominent Dünkenden aller Länder. Die Straße von Ascona ist so eng, daß man sich fast die Hände von Haus zu Haus reichen könnte. Durch sie rattert Auto auf Auto, und dein Kaffee, den du dort schnell schlürfen willst, wird statt mit Zucker mit Staub gepudert. Auch hier ein mondänes Strandbad mit allen Raffinessen. Wo Emil Ludwig und andere Koryphäen der Literatur und Kunst, Edmund Stinnes und andere Größen der Wirtschaft sich gemächlich niederlassen und schöne Villen bauen, mag es auch für weniger berühmte Namensträger reizvoll sein, sich im Sande zu aalen.

Weit romantischer ist es, im wildzerklüfteten Maggiatal, vielleicht in der Grotto Michelangelo zu Pontebrolla, Nostrano Bianca zu trinken, jenen prickelnden Teufelswein, der herrlich schmeckt und schnell zu Kopfe steigt, oder in Ronco, einem uralten, typischen Fischer- und Schmugglernest, den wunderbarsten Ausblick auf den See zu genießen oder auf Berge und Täler zu pilgern, den Ginster blühen zu sehen, die duftenden Narzissen zu pflücken, der Edelkastanien schwellende Knospen zu bewundern, eins zu werden mit dem blauen Himmel und der gleißenden Sonne, eins mit dem grünenden Walde, der in der Höhe ganz deutschen Mittelgebirgscharakter trägt, eins mit den köstlich treibenden Weinbergen, eins mit der munteren Quelle, die geschwätzig zu Tal eilt, froh, von Eisfesseln befreit zu sein, ausgesöhnt mit aller Unbill des Alltags und dankbar, daß es so viel Schönheit auf der Welt gibt. Begreiflich und höchst symptomatisch ist es, daß so viele Deutsche sich im Tessin ansässig gemacht haben, um dort ihren Lebensabend zu verbringen, wenn auch oft dabei die bedenkliche Nebenabsicht, von Steuerlasten enthoben zu sein, eine nicht gerade patriotische Rolle gespielt haben mag. In Lugano, dem höchst mondänen Kurort am Luganer See, in Locarno, in den kleinsten, entlegensten Dörfern, ringsum viele Deutsche, ehemalige Offiziere, pensionierte Beamte und andere, die sich hier niedergelassen haben. Am schönsten tat das wohl ein Hamburger Kaufherr, der zwei kleine Inseln mit palastähnlichem Bau vor Brissago sich zu eigen machte und dort als moderner Robinson — Motorboot zum Ufer und Autos in alle Himmelsrichtungen — ein höchst eigenartiges Leben führt.

Hinter dem bezaubernden Glanze der Landschaft, die den Fremden fasziniert und ihm den Abschied schwer macht, birgt sich im Schatten bitterste Armut der Bewohner, denen der Bergboden, die üppig wuchernde Erde kaum das Notwendigste zum Leben bieten. Kein Getreide gedeiht; selbst das Obst ist meist nicht gut, und so bleibt nur der Wein, der Nostrano, und den armen Menschen in ihren oft mehr als jämmerlichen Hütten ist nichts als Mais und ein Glas Wein häufig des Tages Atzung. Das ist die Kehrseite der Medaille. Aber vielleicht erträgt sich in dieser herrl. Natur Armut leichter, das Dolce far niente (süßes Nichtstun), das die Bewohner in der heißen Sonnenglut gern üben, hat auch seine Reize, und ihre Bedürfnislosigkeit ist für sie vielleicht das wahre Glück. Vielleicht wird aber auch hier über kurz oder lang das Morgenlicht neuer Zeitauffassung und Lebensbestimmung auftauchen. Wer vermöchte zu unterscheiden? Frohe Lieder ertönen abends aus allen Häusern; lustige

Tänze verbinden die Menschen in den herrlich warmen Mondnächten. Mag auch der Tessiner als faul und in gewissem Sinne verschmitzt gelten, er versteht es jedenfalls, das Leben zu nehmen und zu meistern. Das ist seine große Kunst. Die Jammerpsychose unserer Tage hat ihn trotz furchtbarster Armut und seines elenden Daseins nicht ergriffen und wird ihn nie ergreifen, auch wenn er noch viel weniger hätte. Wäre es nicht für uns besser, wenn auch wir viele Dinge weniger schwer nehmen und unser Schicksal mit etwas mehr Opfermut meistern würden? Vielleicht könnten wir dann auch manche Schwierigkeit schneller und leichter überwinden. Der berühmte deutsche Bienenfleiß ist zweifellos eine große Tugend — jedoch auch das Dolce far niente hat für den Süden seine Reize.

Hilde Dreyer

Ein Raubüberfall, der „spanisch" war

Der Bürger Madrids, Herr Martin, ein reicher Großhändler, pflegt vor allem die Behörden mit Bedarfsartikeln zu beliefern. Er teilt die Wohnung mit seiner Haushälterin Donna Josepha, ihrem 18jährigen Sohn Manuel und einem Hausmädchen. Seit einigen Tagen fühlte sich das Hausmädchen nicht wohl und mußte das Bett hüten. Plötzlich läutete eines Abends um neun, als die beiden Frauen, wie gewöhnlich um diese Zeit, allein zu Hause waren, die Türglocke. Die Haushälterin, die bei dem Mädchen im Zimmer saß, zögerte; sie wunderte sich, wer so spät Einlaß begehre, da weder Herr Martin noch Manuel um diese Zeit erwartet wurden — aber als das Klingeln immer stürmischer wurde, öffnete Donna Josepha.

Vor ihr standen zwei Unbekannte, die erst ganz ruhig nach Herrn Martin fragten, aber dann, nachdem sie eine verneinende Antwort erhalten hatten, die Haushälterin mit Revolvern bedrohten und den Korridor entlang bis ins Zimmer des krank im Bett liegenden Hausmädchens drängten. Inzwischen waren auch noch zwei andere Männer in die Wohnung getreten, und alle vier versuchten nun gemeinsam, Donna Josepha zur Herausgabe der Geldschrank- und Schreibtischschlüssel zu zwingen. Sie hatten der armen Frau, die vor Angst zitterte, einen Mantel über den Kopf geworfen, damit sie nicht um Hilfe schreien und nichts erkennen könne.

Erst als die Banditen einsahen, daß sie auf diesem Zwangswege nichts erfahren konnten, befreiten sie die Haushälterin von der seltsamen Kopfbedeckung,

allerdings mit dem „Versprechen", daß sie beim kleinsten Hilfeschrei von der Schußwaffe Gebrauch machen würden. Im übrigen mußte Donna Josepha das Gesicht zur Wand kehren und konnte infolgedessen keinen der Verbrecher erkennen. Ein zweiter Bandit hielt am Bett des kranken Mädchens „Wache", die beiden anderen drangen in Herrn Martins Arbeitszimmer ein, öffneten gewaltsam den Schreibtisch und fanden die enorme Summe von 35 000 Peseten in Banknoten. Während die Gauner noch an der „Arbeit waren, läutete es draußen, und zwar mit dem allgemein von Manuel benutzten Klingelzeichen. Einer der Männer ging zur Tür, um zu öffnen, ließ Manuel ein, zwang ihn jedoch sofort mit dem Rufe: „Hände hoch!" in den Korridor. Als der junge Mann durch die geöffnete Tür seine Mutter, scheinbar bedroht in der Mädchenkammer erblickte, wollte er ihr zu Hilfe eilen, wurde aber von einem Faustschlag niedergestreckt. Außerdem gab einer der Diebe einen Schuß auf Manuel ab, der ihn verwundete. Dann flüchteten die Banditen mit der erraffften Beute. Der Portier, der den Schuß gehört hatte, sah, wie die Männer das Haus verließen und eilig ein Taxi bestiegen. Die Verwundung Manuels stellte sich als leicht heraus. Die Polizei schloß aus verschiedenen Umständen, daß die Täter Leute sein mußten, die mit den Sitten des Hauses des Großhändlers vertraut waren. Nun hatten aber die Diebe merkwürdigerweise Banknoten gestohlen, jedoch Schmucksachen, die der Donna Josepha gehörten, und eine offen auf dem Schreibtisch liegende goldene Uhr Manuels unberührt gelassen. Dies führte zur Entdeckung der Täter, und vor allem des Anregers und Haupthelfers: es war Manuel! ... Er wurde festgenommen; das gleiche Schicksal ereilte zwei der Banditen.

Don Manuel hatte gehofft, sich das Geld, das ihm sein alter Herr freiwillig offenbar nicht gern geben wollte, durch einen bei Fachleuten bestellten Einbruch beschaffen zu können.

Im letzten Augenblick hatte er indes Gewissensbisse gefühlt und war nach Hause geeilt,

um das Verbrechen noch zu verhüten und seine Mutter zu schützen. Die Komplizen hatten geschossen, weil sie sich verraten glaubten. Von dem Geld freilich, das ihnen trotz der überraschenden Ankunft Manuels in die Hände gefallen war, war nichts mehr zu beschaffen; es scheint mit den beiden entflohenen Banditen den Weg über die Grenze gefunden zu haben. Die beiden Festgenommenen werden vor Gericht kommen und mit ihnen wird Manuel sein, der Sohn des Hauses.

Sängerkrieg

Von K. Steinkamp.

„Paßt mal auf, ich werde euch eine Geschichte erzählen, wenigstens den Anfang, und ihr müßt nachher erraten, wie sie ausgegangen ist. Ich wohne in einer alten und engen Straße. Eines Tages zog mir gegenüber ein junger Mann ein. Er hieß Klöhn, war Sänger, hatte ein lautes Klavier und eine noch lautere Stimme. Er übte den ganzen Tag über. Das muß ein Sänger, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber er übte bei offenem Fenster und das störte mich. Ich ertrug es drei Tage, dann wartete ich acht Tage, ob sich vielleicht jemand von der Nachbarschaft beschwerte, und gab noch drei Tage zu. Als er dann noch immer sang, ohne heiser zu sein, bat ich ihn in einem höflichen Brief Rücksicht auf die Anwohner zu nehmen. Er schrieb zurück, es gebe leider noch keine Dämpfer für Stimmritzen, dagegen gebe es Wachspfropfen für empfindsame Ohren.

Das war grob, und ich wurde es auch. Ich schrieb, wenn er das Fenster nicht zumache, so würfe ich es ihm ein. Er schrieb zurück, er würde das Fenster nicht zumachen, damit ich es ihm nicht einwerfen könne. Ich versuchte zu arbeiten und ihn zu vergessen. „Mit der Zeit gewöhnt man

Rätsel-Ecke

Gedankentraining „Sind Sie geschickt?"



Legen Sie um jeden der innerhalb der Umrahmung befindlichen Bälle ein gleich großes Dreieck, und zwar so, daß gleichzeitig noch drei Dreiecke von derselben Größe entstehen, in die Sie die drei außerhalb der Umrahmung befindlichen Bälle hineintun können. Die Aufgabe hat mehrere Lösungen.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Zar, 3. Tag, 5. As, 6. Be, 7. Post, 10. Esse, 13. Eis, 15. Januar, 16. Kupfer, 17. Eta, 18. Hen, 23. Garage, 24. Lübeck, 25. Hof, 27. Ente, 30. Erde, 32. Ja, 33. Po, 34. Tod, 35. Sem. — Senkrecht: 1. Zoo, 2. Rat, 3. Tee, 4 Gas, 7. Prag, 8. Stuttgart, 9. Ei, 11. September, 12. Eden, 13. Erz, 14. Ski, 19. Pate, 20. Reh, 21. Elf, 22. Ecke, 26. Ob, 28. Not, 29. Eid, 30. Eos, 31. Dom.

sich an alles," schrieb ich auf ein Plakat und hing es über meinen Schreibtisch. Aber ich gewöhnte mich nicht daran. Ich bestach die Straßenjugend, rüstete sie mit Ratschen, Trompeten, Trillerpfeifen und Trommeln aus und hieß sie einen Höllenlärm unter Klöhns offenem Fenster machen. Klöhn überschrie sie und ich hatte jetzt ein doppeltes Konzert. Ich unternahm noch mehr Versuche, alle scheiterten, bis eines Tages... So nun seid ihr an der Reihe."

„Du bist zu ihm gegangen und hast ihn erstochen, Onkel," sagte Theochen, der in den Jahren des Indianerspielens war.

„Na, wahrscheinlich hast du dich beim Hauswirt beschwert und der hat ihm gekündigt. Oder du hast ihn verklagt," sagte der Schwager Emil.

„I wo, Heini ist viel geistreicher," sagte seine Frau. — „Vermutlich hast du es irgendwie gefingert, daß ihm das Klavier gepfändet wurde." —

„Dann hätte er ja immer noch seine Kanonenstimme gehabt," bemerkte ich.

„Wie alt war er denn? Und wie sah er denn aus?" erkundigte sich Tante Emma, die das Ende meiner Geschichte als Vexierrätsel betrachtete und aus Alter und Ansehen einen Schlüssel zu bekommen hoffte.

„Also nun sag es schon!" forderte Schwager Emil ungeduldig auf. „Du siehst ja, wir erraten es doch nicht."

„Ganz einfach: Ich kaufte mir ein Klavier, nahm bei Klöhn Stunde im Klavierspielen und Singen, und dann gab ich bei offenem Fenster ein Revanchekonzert. Noch in der gleichen Stunde verließ er fluchtartig seine Wohnung und ist nie wieder zurückgekehrt." — — —

Zurechtweisung in Versen

Goethe kehrte einmal nach einer langen Wanderung in einem Wirtshaus ein, bestellte eine kleine Flasche Wein und dazu frisches Brunnenwasser. Den Wein verdünnte er sich, weil er wohl wußte, daß er so besser den Durst lösche. Dies fiel einigen Studenten auf, die an einem Tisch nebenan zechten. Sie ließen es an lauten Späßen nicht fehlen und schickten schließlich in übermütiger Weinlaune die Kellnerin zu dem einsamen Gast mit der Frage, warum er den edlen Nektar durch gemeines Wasser verderbe. Goethe nahm lächelnd ein Stück Papier und schrieb darauf einige Verse, die er ihnen als Antwort zuschickte. Diese lauteten:

Wasser allein macht stumm, das beweisen im Teich die Fische.
Wein allein macht dumm, das beweisen die Herren am Tische.
Und da ich keines von beiden will sein,
gieß ich das Wasser in meinen Wein.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs	Bank-Kurs
31. 3. 1932 zł.	8.88	8.9150—8.9180
1. 4. „ „	8.8825	8.9150—8.9180
2. 4. „ „	8.89	8.9150—8.9180
4. 4. „ „	8.89	8.9140—8.9175
5. 4. „ „	8.9120	8.8875

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów
Weizen	27.50— 28.00	29.50—30.00 vom Gut.
Weizen	26.50— 26.75	28.25—28.75 Sammelldg.
Roggen	25.00— 25.25	26.50—26.75 einheitl.
Roggen	24.25— 24.50	25.75—26.00 Sammelldg.
Mahlgerste	19.00— 19.50	21.00—21.50
Hafer	23.50— 24.00	26.00—26.50
Roggenkleie	14.00— 14.25	13.50—13.75
Weizenkleie	13.50— 13.75	14.50—15.00
Rottlee	210.00—230.00	

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

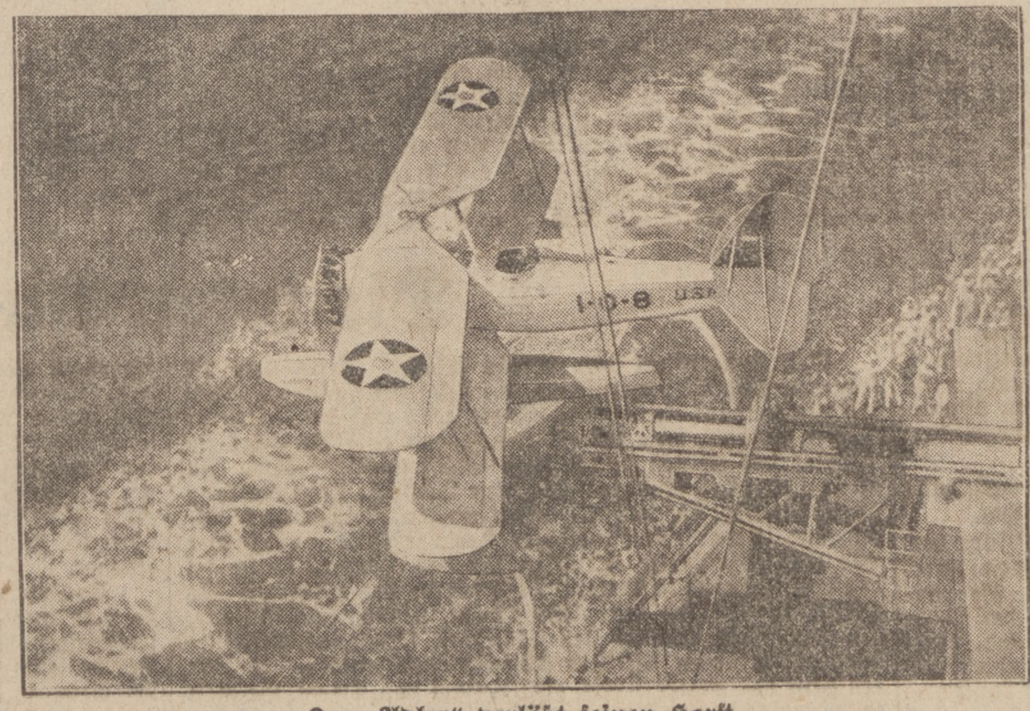
Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vita" nakład drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.

Bilder der Woche



Aus dem Ozean gefischt

Während der großen amerikanischen Flottenmanöver vor Hawai stießen zwei Seeflugzeuge in der Luft zusammen und stürzten ins Meer.



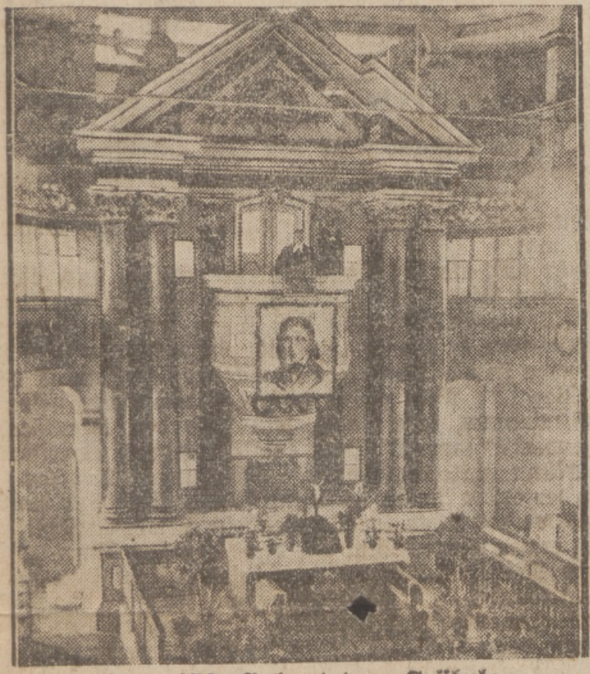
Der „Adler" verläßt seinen Horst

Während der großen amerikanischen Flottenmanöver, die kürzlich bei Hawai stattfanden, gelang dieser prächtige Schnappschuß von einem Katapult-Flugzeug, das gerade von Bord eines Kriegsschiffes startet.



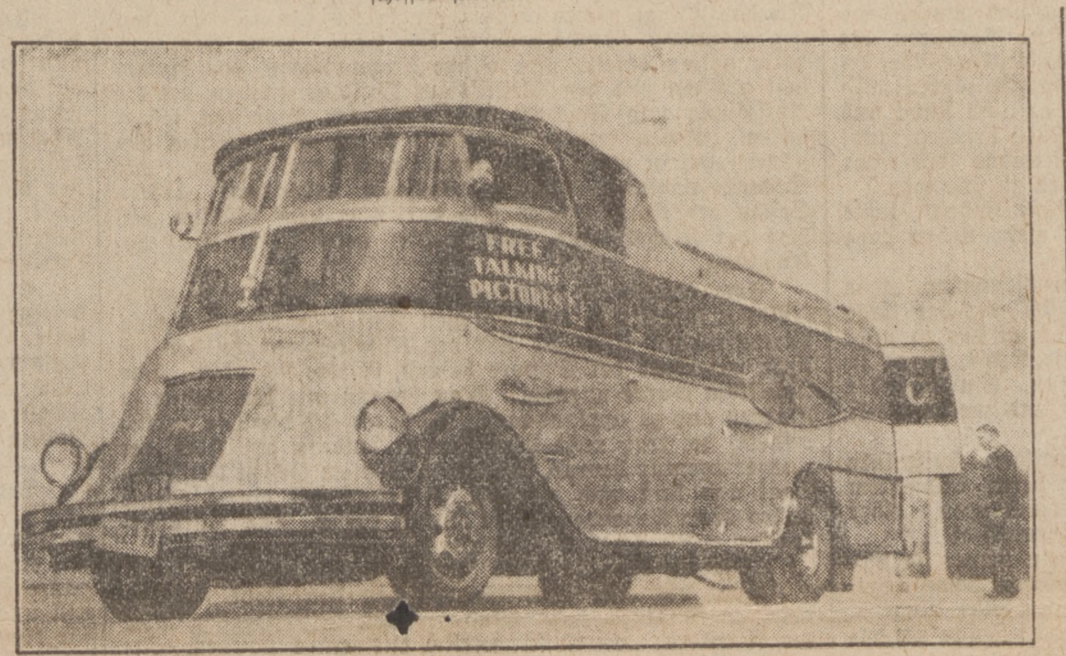
Nächtliche Haydn-Feier in Berlin

Die österreichische Kolonie in der Reichshauptstadt veranstaltete am 200. Geburtstag des großen Komponisten Joseph Haydn in Berlin eine Gedenkfeier.



Zum 150. Geburtstage Fröbels

des großen deutschen Pädagogen, fand in der Kirche seines Geburtsortes, in Oberweißbach unweit Blankenburg, eine Gedenkfeier statt.



Tonfilm-Theater auf Rädern

In Amerika hat eine große Filmgesellschaft ein Riesen-Tonfilm-Auto bauen lassen, das in der Provinz umherreist und Tonfilm-Vorführungen veranstaltet. Der Wagen ist mit einer modernen Vorführungs-Apparatur versehen und dient bei ungünstigem Wetter zugleich als Zuschauerraum.



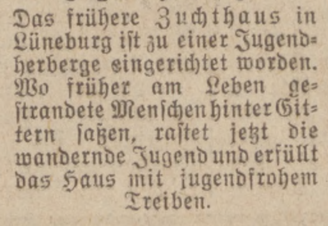
Nurmi soll disqualifiziert werden

Der finnische Wunderläufer Paavo Nurmi — dessen geradezu klassischer Stil auch aus unserem Bilde ersichtlich ist — soll sich schwerster Verstöße gegen die Amateurgesetze schuldig gemacht haben und ist daher zunächst auf Veranlassung des gegenwärtig tagenden Internationalen Athletik-Verbandes suspendiert worden. Man nimmt algemein an, daß der Finnische Leichtathletik-Verband, dem Nurmi untersteht, die Disqualifikation aussprechen wird.



Kohle für Kaffee

Die Weltwirtschaftskrise hat dazu geführt, daß die uralte Methode des direkten Gütertausches wieder eingeführt wird: Brasilien, das größte Kaffeeland der Welt, wird 300 000 Sack Kaffee, den es sonst wegen mangelnden Absatzes verfeuern müßte, nach Deutschland liefern und dafür deutsche Ruhrkohle erhalten.



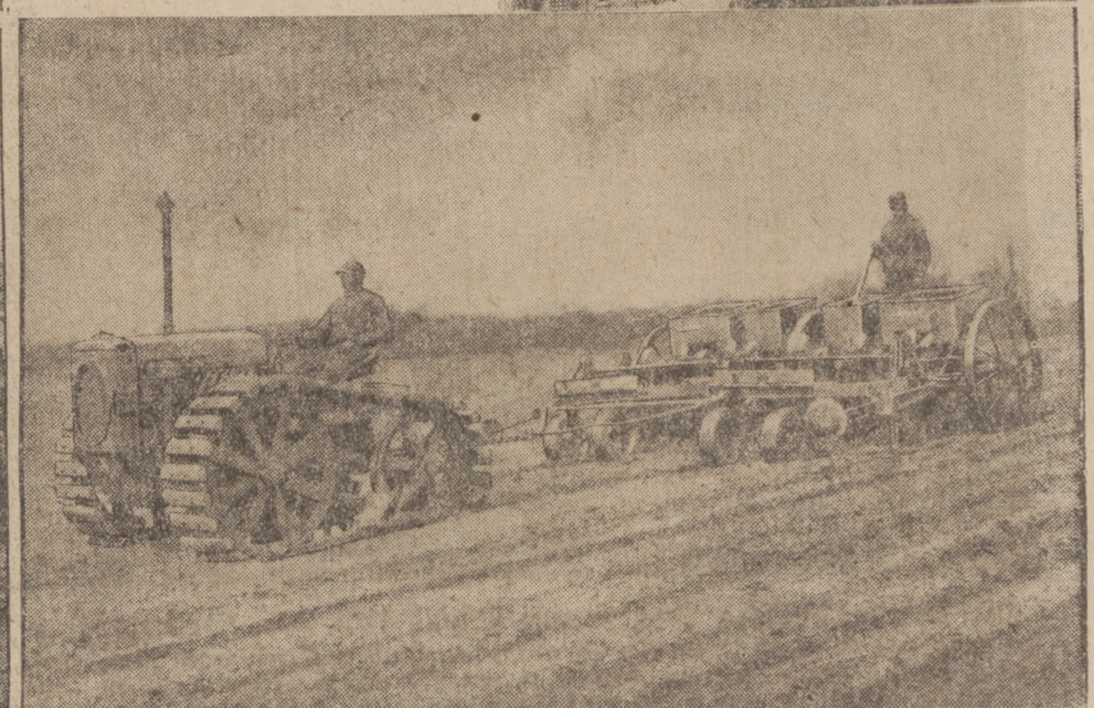
Ein Zuchthaus wird Jugendherberge

Das frühere Zuchthaus in Lüneburg ist zu einer Jugendherberge eingerichtet worden. Wo früher am Leben gestrandete Menschen hinter Gittern saßen, rastet jetzt die wandernde Jugend und erfüllt das Haus mit jugendfrohem Treiben.



Erstes Bild von der Tornado-Katastrophe im Südosten der USA

Ein Ehepaar auf den Trümmern seines Häuschens, unter denen die drei Kinder der Farmerleute begraben liegen. Wie viele solcher Häuschen bargen einst ein Leben voll beschaulicher Zufriedenheit. Da kam jener furchtbare Sturm und in wenigen Minuten war alles zerstört, was ihnen einst so teuer war. Fast dreihundert Menschen wurden bei der Katastrophe getötet, viele Tausende verletzt oder obdachlos.



Arbeitsreiche Tage für den Landmann

Eine moderne Kartoffel-Setzmaschine mit Traktor-Vorspann bei der Arbeit. Endlich ist auch in diesem Jahr die Erde von den letzten Spuren des Frostes befreit und die Winde des Frühlings gemahnen an das kommende Wachsen und Reifen. Überall schickt sich der Landmann an, der Erde in harter Areit die Frucht abzuringen die ihm und seinem Mitmenschen zur Nahrung dienen wird.

Herr Kuntze und die Mandschu-Dynastie

Von P. Sohm.

In der chinesischen Abteilung des Völkerkundemuseums war es äußerst still. Es war an einem Samstagvormittag, und ganze zwei Besucher besichtigten die Herrlichkeiten, die hier aufgestellt waren. Der eine war ein großer, etwas unmodern gekleideter Herr, der seine Schritte mit fast ehrfürchtiger Scheu maß. Der andere war auf den ersten Blick als Chinese zu erkennen, denn er hatte die eigentümlich geschwungenen Brauen seiner Rasse und trug eine große schwarze Brille, wie man sie öfters bei chinesischen Gelehrten sieht. Er stand schon eine halbe Stunde vor einigen schönen, vasenähnlichen Gefäßen, die, wie das untenstehende Etikett besagte, dazu dienten, die Ueberreste verbrannter Leichen aufzunehmen. Der Chinese seufzte angesichts dieser Urnen so hörbar, daß der andere Besucher ihn mit einem langen, neugierigen Blick maß. Kaum wandte er sich ab, als der Chinese noch einmal und diesmal wahrhaftig erschütternd seufzte. Noch nie hatte Herr Kuntze jemand so seufzen gehört. Eine Welle des innigsten Mitleids ging über seine Seele und er warf einen so warmen Blick der Anteilnahme auf den Seufzenden, daß ihn dieser mit einem ebenso wehmütigen wie ergreiflichen Lächeln erwiderte. Dann öffnete er den Mund und sagte: „Die Seelen der Mandschuprinzen irren heimatlos auf dieser Erde umher."

Herr Kuntze dachte einen Moment angestrengt nach, was das zu bedeuten habe. Aber er fand keine Erklärung.

„Die Seelen der Mandschuprinzen, mein Herr," fuhr der vornehme Chinese fort, „haben nur dann Ruhe, wenn ihre Asche in jenen geweihten Gewölben ruhen kann, die von Anbeginn dafür bestimmt waren. Dort sind sie der Verehrung und des Gedenkens ihrer Nachkommen sicher, dort wartet Nahrung und geweihtes Wasser auf sie für und für."

Nun endlich schwang sich Herr Kuntze zu einer schüchternen Frage auf.

„Verzeihen Sie, mein Herr, habe ich die Ehre mit einem Prinzen?"

„Ich war ein Prinz. Ich lebte vom Jahre 1792 bis 1831. Ich starb eines friedlichen Todes und wurde aus meiner jenseitigen Ruhe geweckt durch jene Barbaren, die die Mandschudynastie stürzten und ihre Grabgewölbe erbrachen. Da wir uns in diesem Falle materialisieren müssen, nahm ich wieder menschliche Gestalt an und sinne und trachte, wie ich meine Asche wieder zur Ruhe bringen kann. Aber niemand will mir dabei helfen. Niemand will einer armen Seele beistehen, wieder den Frieden zu erlangen."

„Sie tun mir furchtbar leid, Kaiserliche Hoheit", sagte Herr Kuntze, „ich würde Ihnen ja für mein Leben gern helfen, wenn ich nur wüßte, wie?"

„Man müßte," flüsterte der tote Mandschuprinz, „jene Urne zertrümmern, damit meine Asche sich mit der Erde vereinigt. Sehen Sie, mein Freund, ich kann das ja nicht tun, ich bin ja ein Geist und habe nur die Kraft, etwas zu wünschen, aber nicht die Fähigkeit, es zu tun. Ein Lebender müßte es tun: diese Urne zertrümmern und meine Seele retten."

„Aber, verzeihen Sie die Frage, weiland Kaiserliche Hoheit, man müßte doch die Asche von deren erlauchtem Leichnam an den ursprünglichen Platz zurücktragen. Aber wenn die Asche hier auf dem Fußboden herumliegt..."

„Mache dir deswegen keine Sorge, mein teurer Freund und Helfer, dann hätte ja mein Geist wieder Bewegungsfreiheit und ich müßte nicht immer um jenen Platz lungern, wo meine Urne steht. Wisse, daß ich hundert Jahre umherirre, von einem Museum zum andern und darauf warte, daß mir jemand hilft."

„Aber wie kommen Sie dann um Gottes willen nach China zurück, Kaiserliche Hoheit? Die Asche liegt doch dann auf dem Boden herum..."

Abermals winkte der tote Mandschuprinz milde lächelnd ab. „Habe keine Sorge, mein lieber Freund. Da ich ein Geist bin, kommen die gewöhnlichen Reisewege für mich nicht in Betracht. Ich würde pfeilgerade durch die Erde fahren und in genau zwei Minuten und siebenundvierzig Sekunden bei meinen Ahnen ruhen."

Herr Kuntze blickte entschlossen. Trotzdem hegte er noch eine andere Befürchtung. „Aber, weiland Kaiserliche Hoheit, wenn mich die Wächter verhaften?"

„Dann wirst du sagen, in einem Moment momentaner Geistesverwirrung gehandelt zu haben. Man kann dir nichts machen. Die Mandschus wachen über dir. Und als vorläufige Belohnung für deine Dienste nimm diesen Ring — er zog sich einen schweren, mit grünen Steinen bedeckten Ring vom Finger und gab ihn Kuntze — es ist der Siegelring der Mandschus, und er wird dir gewaltige Kräfte im Dasein verleihen. Nun aber, mein Freund, mußt du dich beeilen, denn in wenigen Minuten sind die hundert Jahre um, die mein Geist auf der Wanderschaft verbracht hat. Um punkt elf Uhr versammeln sich die Geister meiner Ahnen, und wenn ich nicht zur Stelle bin, bin ich für ewige Zeiten zur ruhelosen Wanderschaft verurteilt."

Die große Uhr an der Wand des Saales wies drei Minuten vor elf Uhr, als Herr Kuntze auf die bezeichnete Urne zutrat und sie mit einem einzigen Schlage zertrümmerte. Da sie sehr alt war, zerfiel sie buchstäblich zu Staub. Weil bei dieser Gelegenheit auch einige andere Gefäße in Trümmer gingen, gab es einen furchtbaren Spektakel, und von allen Seiten stürzten die diensthabenden Wächter herbei. Bald sah sich Herr Kuntze von einigen Dutzend uniformierter Gestalten umringt, die ihn festhielten und alle zugleich auf ihn einschrien. Mit ruhiger Stimme gab Herr Kuntze seine Erklärung und betonte, sich keiner Schuld bewußt zu sein. Da er auch in Gegenwart einiger inzwischen herbeigerufener Polizeiorgane bei seinen konfusen Behauptungen blieb, wurde er umgehend einer Anstalt zur Beobachtung überwiesen. Die Abendzeitungen erwähnten den seltsamen Vorfall und fügten das folgende Ereignis als Erklärung hinzu: „Da sich das gesamte Museumspersonal um den Wahnsinnigen bemühte, war es einigen Dieben, die sich im anstoßenden Raum aufhielten, ein leichtes, ein äußerst kostbares Geschmeide aus einer Glasvitrine zu entwenden, das seitdem spurlos verschwunden ist. Es hat einen Wert von mehr als 200 000 Mark und die Polizei sieht ein Komplott als erwiesen an, bei dem der verhaftete Kuntze die Aufgabe hatte, die Aufmerksamkeit des Personals abzulenken. Der angebliche Ring, der seine phantastischen Erzählungen beweisen soll, ist nachweislich vor wenigen Tagen in einem Talmigeschäft der oberen Friedrichstraße gekauft worden.

Die toten Augen

Der Konzertsaal war schlecht besucht. Teils war die Konzertmüdigkeit daran schuld, die sich jedes Jahr im ersten Frühlingsmonat einzustellen pflegte, teils war der Zeitpunkt schlecht gewählt, weil am gleichen Abend eine Premiere im Theater der kleinen süddeutschen Stadt angesagt war. Zu allem Ueberfluß fand auch noch eine sportliche Veranstaltung größten Stils, die das Auftreten zweier Meisterboxer vorsah, und so war nur ein kleiner Kreis wirklich musikalischer und musikbegeisterter Menschen für das Konzert übrig geblieben. Jugendliche, meist Studierende der Hochschule für Musik, Musiklehrer und -lehrerinnen, pensionierte Beamte, ältere Damen, Musiker des städtischen Orchesters, musikliebende Dilettanten, die kein Konzert versäumten — es war ein ganz bestimmter Kreis, eine Anzahl von Typen, die man immer wieder als Stammpublikum antreffen konnte.

Die Stimmung war lebhaft und angeregt. Man hatte Eugen D'Albert, der heute abend hier spielen sollte, lange nicht mehr gehört und war gespannt und erwartungsvoll. Als das Klingelzeichen ertönte, ging man eilig aus der breiten, eleganten Wandelhalle in den Saal. Ganz Gewissenhafte hatten bereits ihre Plätze eingenommen, das Notenheft geöffnet und den Bleistift zur Hand genommen, um die Auffassung und Spielart des berühmten Pianisten festzuhalten. Einige wenige Verspätete kamen mit gehetzten Gesichtern herein und suchten nervös nach ihren Plätzen. Die Deckenbeleuchtung wurde abgedämpft. Nur auf beiden Seiten des Konzertsaales und vor, über dem Podium, auf dem der Flügel stand, strahlte die volle elektrische Beleuchtung.

Erwartungsvoll, schweigend, saß das Publikum. Aber D'Albert kam nicht. Es vergingen, fünf, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Aber die Tür des Künstlerzimmers, das sich links unterhalb der Empore befand, öffnete sich nicht. Das Publikum wurde unruhig. Man begann mit den Füßen zu scharren und zu applaudieren. Aber als sich die Tür endlich öffnete, da trat nicht der Pianist, sondern ein Herr der Konzertagentur heraus, lief mit verstörtem Gesicht durch den Saal und kam nach wenigen Sekunden mit einem ebenso ratlos dreinschauenden Herrn wieder zurück. Ein Zeitungskritiker erhob sich und ging auf die beiden zu.

„Was ist denn passiert? Zugverspätung, was?!"

Aber der eine schüttelte verlegen den Kopf. „Nein, nein, er ist längst da!" Und auf den befremdenden Blick des Kritikers: „Es ist fürchterlich mit seinen Launen. Im Künstlerzimmer rennt er hin und her wie ein Löwe im Käfig und wirft Noten aufs Papier. Ausgerechnet jetzt komponiert er an einer neuen Oper. Rausgeschmissen hat er mich!" Er zog sein Taschentuch und wischte sich verzweifelt die Stirn.

Das Publikum aber hatte keine Lust mehr, länger zu warten. Es trampelte laut, und einige junge Leute riefen stürmisch: „D'Albert! D'Albert! Anfangen! Anfangen!"

Durch das Vorgehen des Publikums mutig gemacht, ging der Konzertagent mit einigen schnellen Schritten zum Künstlerzimmer und riß die Tür auf. Das Publikum reckte die Hälse. Man sah den Pianisten, wie er, scheinbar völlig geistesabwesend, aus dem Künstlerzimmer in den schmalen Gang herauskam, der in den Saal führte. Jetzt fuhr er auf und blieb stehen. Langsam kam er bis an die weit geöffnete Tür. Mit vorgestrecktem Kopf, wie ein Stier, der seinen Feind vor sich sieht, stand er vor dem Publikum. Sein Gesicht war wutverzerrt. Plötzlich aber stürmte er wie ein Rasender auf das Podium, warf sich auf den Klaviersessel und begann zu spielen.

Er spielte schandbar. Er hämmerte auf die Tasten, daß es dröhnte. Hart, lieblos schmetterte er die große Fuge herunter. Es klang, als ob ein Wahnsinniger mit den Fäusten auf die Saiten trommelte. Als er geendet hatte, ließ er den wie erstarrt dasitzenden Zuhörern keine Sekunde Zeit, irgendein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens zu geben, sondern spielte sofort anschließend die Appassionata von Beethoven. Sie sprühte von Erregung und wilder Leidenschaft, aber der verklärte zweite Satz wurde derb und seelenlos heruntergespielt. Das Tempo des Schlußsatzes überschlug sich und raste besinnungslos dem Ende zu. Kaum war der letzte Akkord verklungen, da sprang D'Albert auf und rannte ohne die Zuhörer auch nur zu beachten, zurück ins Künstlerzimmer.

Es wurde ein Skandal. Das Publikum war außer sich, es war nur zu wohlerzogen, um seiner Empörung entsprechenden Ausdruck verleihen zu können. Nur einige Herren schimpften laut und nachdrücklich. Ueberall bildeten sich Gruppen, die lebhaft und empört diskutierten. Einige Jugendliche aber lachten und versuchten ihre Umgebung zu beruhigen: „Laßt ihn doch zufrieden, er wird schon wieder zu sich kommen! Er lebt wieder mal in Scheidung — wer ist da nicht schlechter Laune!"

In dem kleinen mit Lorbeer und Photographien berühmter Musiker geschmückten Zimmer aber saß D'Albert und starrte auf die eng beschriebene Partitur, die vor ihm auf dem Tisch lag. Diese Spießer, diese verfluchten Krämerseelen — was wußten sie davon, wie es in ihm gärte, wie sich Rhythmen und Melodien in ihm formten und ans Licht drängten. Was verstanden sie von dem unbedingten Muß des Komponierens, das die Seele wie ein Dämon gepackt hielt. Er konnte einfach nicht in sich hineinpressen, was nach Leben schrie, er konnte nicht spielen, bevor der Dämon befriedigt war.

Er fuhr auf, als der Orchesterdiener eintrat und etwas verlegen einen Strauß Maiglöckchen vor ihn auf den Tisch legte. D'Alberts Blick fiel auf eine Karte, auf der in einer seltsam unsicheren, dünnen Handschrift einige Worte standen: „Licht spenden in die Tiefen des menschlichen Herzens ist des Küstlers Beruf." Aber außer diesem Zitat, einem Worte Robert Schumanns, kein Name, kein Absender, kein Gruß.

„Von wem?" sagte D'Albert endlich kurz und abweisend.

Der Mann zuckte die Achseln. „Ein junges Mädchen — sie sitzt in der ersten Reihe. — Wenn Plätze übrig sind, dann werden sie meist drüben im Blindenheim verteilt," setzte er mit einem etwas scheuen Blick auf den Pianisten hinzu. „Die ganze erste Reihe ist von Blinden besetzt. Sie sitzen ganz still und andächtig. Für die ist eben ein Konzert mehr als für die anderen, die sehen können." Er brach ab und ging eilig hinaus, denn D'Albert war jäh aufgestanden und hatte ihm den Rücken zugewandt.

Als der Künstler nach kurzer Pause den Konzertsaal wieder betrat, fand er verärgerte, unruhige Zuhörer. Er aber ging langsam und in sich versunken die Stufen des Podiums in die Höhe und verbeugte sich tief. Das völlig verblüffte Publikum rührte keine Hand. D'Albert aber setzte sich still und gelassen an den Flügel und stimmte einige leise, träumerische Arpeggien an. Dann warf er einen langen Blick über die erste Reihe des Saales. Männer und Frauen, Gesichter von seltsam gesammeltem, lauschendem, verinnerlichtem Ausdruck sahen ihn an. Eine endlose Reihe erloschener, toter Augen. Mitten unter ihnen ein blasses, schönes, schmerzliches Gesicht. Ein kindhaftes junges Mädchen. Noch einmal blickte D'Albert forschend die lange Reihe entlang und wieder versenkte sich sein Blick in das junge Gesicht, dessen Augen über ihn hinwegsahen. Dann legte er die Hände auf die Tasten und begann zu spielen.

Niemand im Saal hatte jemals die Schumann-Phantasie so gehört. Nicht ein Instrument, sondern ein Chor von menschlichen Stimmen sang, jubelte, klagte und verstummte in lautlosem Schweigen. Eine Sinfonie der trunkenen Freude und Schönheit wühlte die Seelen auf, riß auch die Lauesten zu sich empor und öffnete ihnen die Tore zu der grenzenlosen Welt der Töne. Groß und gefaßt klang die schwermütige Klage vom Leid der Welt, das unausrottbar ist, die Legende vom ewigen Dunkel, in das niemals ein Lichtstrahl dringen kann. Aber alle Klagen, alle Kämpfe der Menschenseele lösen sich auf und vergehen in der beseligenden, blühenden Romantik der Musik. — —

Das Publikum war hingerissen. Alles Vorangegangene war vergessen. Eine einzige Welle von Begeisterung, von schrankenlosem Enthusiasmus brauste durch den Saal. Die jungen Menschen schrien unaufhörlich D'Alberts Namen und forderte Zugabe auf Zugabe. Und der Künstler gewährte sie lächelnd. Er war nicht wiederzuerkennen. Seine Augen strahlten, seine breite Stirn leuchtete von einem inneren, geheimnisvollen Licht. Während seine Hände über die Tasten glitten, wanderte sein Blick langsam die Reihe toten Augen entlang und blieb in einem bebenden, weltentrückten, jungen Gesicht haften.

Monate waren seit jenem Abend vergangen. Die Vorsteherin des Blindenheims war gerade damit beschäftigt, die eingelaufene Post an ihre Zöglinge zu verteilen.

„Eine große Notenrolle für Sie, Ellen!" sagte sie erfreut. „Der Absender ist Eugen D'Albert."

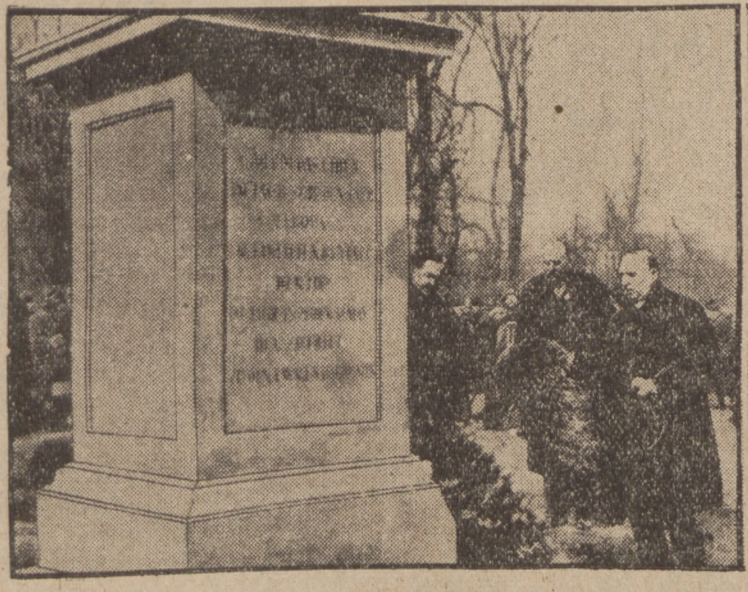
Das junge Mädchen öffnete die Rolle mit zitternden Fingern. Dann hielt sie das Schriftstück bittend der Vorsteherin hin.

„Er schickt Ihnen sein Bild und die Partitur seiner neuen Oper als Erinnerung und als Andenken."

Eifrig drängten sich die anderen Blinden um die beiden Frauen.

„D'Albert hat geschrieben!" — „Er hat uns nicht vergessen!" — „Und wie heißt seine neue Oper?"

Die Vorsteherin warf einen langen Blick über die kleine Schar. Sie umfaßte Gesicht um Gesicht der vor ihr Stehenden. Endlich sagte sie: „Die neue Oper hat einen seltsamen Titel. Sie heißt: „Die toten Augen."





Die österreichische Regierung feiert den 200. Geburtstag Joseph Haydns

Links: Oesterreichs Präsident Miklas legt am Haydn-Gedenkstein in Rohrau einen Kranz nieder. Rechts: Die Ehrengäste, an der Spitze die österreichische Regierung, begeben sich zum Geburtshaus Haydns in Rohrau. — In Rohrau (Niederösterreich), dem Geburtsort Joseph Haydns, fand anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages des großen Komponisten eine Gedenkfeier in Anwesenheit des österreichischen Bundespräsidenten und des Bundeskanzlers statt. An dem Geburtshaus wurde feierlich eine Gedenktafel enthüllt und eine Haydn-Gedächtnis-Eiche gepflanzt. Den Abschluß bildete eine Feier an dem schlichten Haydn-Denkmal.